

REZENSION

Bonnet, Corinne/Courouau, Jean-François/Dieu, Éric (dir.), 2021. *Lux Philologiae*. L'essor de la philologie au XVIII^e siècle. Genève : Droz, 334 pp.

Gewöhnlich wird der Beginn der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft im frühen 19. Jahrhundert gesehen. Man lässt diese Innovation mit der Entdeckung der Bedeutung des Sanskrit durch Sir William Jones 1786 beginnen, sie mündet in die großen vergleichenden Arbeiten von Franz Bopp ab 1816, Wilhelm von Humboldt steuert vor allem seine sprachtheoretischen Überlegungen bei, kurze Zeit später entwickelt Karl Lachmann seine Kriterien für Texteditionen. Damit hat sich innerhalb weniger Jahrzehnte ein neues wissenschaftliches Paradigma entwickelt, das die älteren Erkenntnisse der Forschung sehr selbstbewusst in den Schatten drängt. Der vorliegende Band bemüht sich, im Gegensatz dazu, anhand von Untersuchungen zu einzelnen Fragestellungen oder Forschern, zu zeigen, welche Ergebnisse die Forschungstätigkeit im 18. Jahrhundert hervorbrachte und inwiefern auch die Neuerer des 19. Jahrhunderts auf den Schultern ihrer Vorgänger standen.

Historische Entwicklungen sind immer durch Kontinuitäten und Brüche – praktisch zugleich – gekennzeichnet, durch die Dialektik von Beharrung und Innovation. Die zweite erregt gewöhnlich mehr Aufmerksamkeit als die erste, eben weil sie jeweils *neue* Wege zu gehen beansprucht. Betrachtet man die Entwicklungen genauer, so zeigt sich immer, dass große Veränderungen ihre Vorläufer haben, dass oft der letzte Schritt zwar vielleicht der von anderen wahrgenommene, nicht aber notwendig der wichtigste ist. Auf der anderen Seite muss man feststellen, gerade im Hinblick auf die Entwicklung der philologischen und Sprachwissenschaften, dass die Vorgänger zwar vieles wussten und erkannten, es ihnen aber oft an der methodischen Sicherheit fehlte, die seit dem beginnenden 19. Jahrhundert nach und nach entwickelt wird. Zwar hat diese sie nicht vor Irrtümern bewahrt – man wird etwa die naturwissenschaftliche Orientierung der Junggrammatik heute weitgehend als Fehlentwicklung betrachten, ihre methodische Genauigkeit im Allgemeinen und viele Einzelerkenntnisse behalten indes ihre Bedeutung. In ähnlicher Weise ist man bei Philologen früherer Zeiten oft von einzelnen Erkenntnissen überrascht, die noch heute Bestand haben, aber sie stehen oft direkt neben Behauptungen, über die wir den Kopf schütteln (die Frage ist dann, ob nicht unsere Nachfahren – sofern wir auf längere Sicht noch welche haben werden – dereinst über unsere

Ansichten lächeln werden). Das weist mitunter auf eine übermäßige Intuition und einen Mangel an Methode hin.

Insofern stellt der Band die Frage nach der Beständigkeit (nicht nur) wissenschaftlicher Erkenntnisse. Er will (und kann) die großen historischen Synthesen, wie etwa zuletzt die von Auroux/Koerner/Niederehe/Versteegh, *History of the Language Sciences* (Berlin/New York: de Gruyter, 2000-2006, 3 Teilbände), nicht ersetzen, sondern begrenzt sich bewusst auf ausgesuchte Kapitel, die sich mit der Sprachwissenschaft im engeren Sinne wie auch mit der Philologie (als Disziplin der Textedition) befassen. Es handelt sich um punktuelle Erkundungen in die Tiefe. Die Themen wurden offensichtlich exemplarisch ausgewählt. Dabei entscheiden sich die Autorinnen und Autoren für verschiedene Strategien; neben eher synthetischen Übersichten stehen Untersuchungen zu einzelnen Phänomenen oder Personen. Dieses, ich möchte fast sagen pointillistische, Vorgehen kann natürlich nur einen partiellen Überblick über die (sehr diffuse) Gesamtsituation vermitteln; andererseits gewährt es vertiefte Einblicke in Einzelfragen. Außerdem wird das hier präsentierte 18. Jahrhundert ein sehr langes: es reicht weit in das vorherige zurück und beleuchtet oft das folgende.

Die Einleitung der drei Herausgeber (9-36) behandelt relativ knapp aber instruktiv die Arbeiten zum Armenischen, zum Phönizischen und schließlich zum Okzitanischen. Guillaume Ducoeur berichtet danach ausführlich und präzise über das Schicksal der Manuskripte des *Rigveda* im 18. Jahrhundert, wobei er natürlich in das 19. hinübergleiten muss (37-54). Von besonderem Interesse ist die Darstellung der linguistischen und anthropologischen Forschungsreisen deutscher Gelehrter in Sibirien und im Kaukasus (55-73) von Michel Espagne, der nicht nur die Erträge dieser Arbeiten präsentiert, sondern auch das enge Geflecht der (auch persönlichen) Beziehungen zwischen den einzelnen Forschern und deutscher und russischer Forschung überhaupt sichtbar macht. Dieser Text lässt Wissenschaftsgeschichte zum Lesevergnügen werden. David Fabié beugt sich über die altokzitanischen Glossare von Jean-Baptiste de La Curne de Sainte Palaye (75-102). Man kennt Fabié's Arbeiten zur okzitanischen Lexikographie und Grammatikographie des 18. Jahrhunderts; hier liefert er weitere wertvolle Einschätzungen zu den Kenntnissen und Arbeiten Sainte Palayes (auch zu seinen Grenzen), die durch die lückenhafte Kompetenz seines späteren Herausgebers, des Abbé Millot, zu sehr im Dunklen geblieben sind. Es gelingt ihm auch, die Untersuchungen Sainte Palayes in den Zusammenhang des da und dort bewahrten oder neu aufgekommenen Interesses für die Trobadore zu stellen.

Einen ganz anderen Ansatz wählt Sotera Fornaro, die über die „philologische Methode“ Winckelmanns und ihre Anwendung auf Michelangelo schreibt (103-118). Sie geht von Friedrich (von) Schlegels Winckelmann-Rezeption aus, der Winckelmann als großen Neuerer auch in der Philologie sieht. Pierre-Yves Lambert widmet seinen Beitrag Edward Lhuyd (oder Llwyd, 1660-1709), den er zu Recht als Pionier der vergleichenden keltischen Sprachwissenschaft bezeichnet (119-144); in der Tat gelingt Lhuyd als erstem eine Gesamtschau der keltischen Sprachen, wobei er von dem damals noch nicht verschwundenen Kornischen ausgeht. Lhuyd selbst ist ein Mensch des 17. Jahrhunderts, seine Arbeiten allerdings können erst im Folgenden ihre Wirkung zeigen. Hervé le Bihan nimmt sozusagen die Fackel auf; er berichtet über zwei bretonische Lexikographen des frühen 18. Jahrhunderts, Dom Louis Le Pelletier und den Pater Grégoire de Rostrenen und ihre Wörterbücher (145-158). Audrey Mathis beschäftigt sich sehr ausführlich mit dem Niederländer Lambert ten Kate (1674-1731), der als einer der ersten einen Überblick über die germanischen Sprachen besitzt (159-205). Auch ten Kate fügt sich als ein Glied in eine Kette ein, seine Forschungen bestechen allerdings durch ihre methodische Genauigkeit und die erstaunliche Verbindung von Diachronie und Synchronie *avant la lettre*.

Wieder einen anderen Aspekt beleuchtet der Beitrag von Romain Menini, der die Edition der Werke Rabelais' betrachtet, die Jacob Le Duchat (1658-1735) 1711 in Amsterdam herausgibt (207-226). Hier kann man beobachten, wie sich die Kriterien für die Edition von Texten verfeinern, zumal postum noch eine zweite erweiterte Auflage erscheint. Menini nennt die Edition Le Ducats den « point culminant de la première réception rabelaisienne » (213). Er sieht das sicher richtig, denn erst die Editionen des 20. Jahrhunderts, vor allem die von Abel Lefranc besorgte (1912-1931), gehen deutlich über Le Ducat hinaus. Auch dieser Aufsatz bereitet, über den konzisen Inhalt hinaus, ein besonderes Vergnügen für den Leser.

Paolo Poccetti widmet sich den Fortschritten in der Erforschung der italienischen Sprachen im 18. Jahrhundert (227-253); dabei spielen vor allem die noch immer nicht entzifferten etruskischen Inschriften eine wichtige Rolle, allerdings gewinnen im Laufe des 18. Jahrhunderts auch die anderen nichtlateinischen Sprachen eine zunehmende Bedeutung. Auch hier gelingt es dem Verfasser vortrefflich, ein Beziehungsgeflecht herzustellen, das dem Leser einen plastischen Eindruck des Zusammen- (und manchmal auch Gegen-) Spiels der verschiedenen Initiativen vermitteln kann. Er kann unter anderem zeigen, dass die politische Zersplitterung und Ohnmacht Italiens im 18. Jahrhundert nicht not-

wendig einen Nachteil für die Arbeit bedeutete, denn auf diese Weise entstanden verschiedene (kleinere) Zentren der Forschung, die zu Erkenntnissen führten, die bei einer zentralisierten Kulturpolitik vielleicht im Schatten geblieben wären. Sie hat auch den Kontakt zwischen den Forschern kaum beeinträchtigt. Erst in diesem Jahrhundert treten die nicht-römischen Völker Italiens nach und nach aus dem Schatten der einstigen Weltmacht.

René Sterneke zeigt in seinem Beitrag anhand der verschiedenen Editionen der Gedichte von Friedrich von Canitz (1654-1699), wie unsicher die Herausgeber noch über die Kriterien ihrer Editionen sind (257-275). Zwar werden die Kriterien im Laufe der Zeit klarer, aber – etwa verglichen mit der Arbeit Le Ducats – bleiben sie noch deutlich schwankender und subjektiver.

Ausführlich und inhaltsreich ist der Aufsatz von Jean Winand über « Les hiéroglyphes égyptiens après Kircher. La naissance de la philologie orientale au XVIII^e siècle » (277-326). Es ist bekannt, dass Athanasius Kircher (1602-1680) sich als einer der ersten den ägyptischen Hieroglyphen und dem Koptischen zugewandt hatte, darin bestärkt von dem großen Provenzalisten Nicolas Fabri de Peiresc (1580-1637), aufgrund mangelnder Vorarbeiten jedoch zu Irrtümern gelangte, die schon manche seiner Zeitgenossen kritisierten, so etwa Descartes. Andere allerdings, wie Antoine Court de Gébelin (1725-1784), stützen sich noch länger auf Kircher. Allerdings sind das zunächst vor allem unterschiedliche *Meinungen*, erst nach und nach wird Kirchers Modell richtiggehend dekonstruiert (288) und seit dem 18. Jahrhundert unter neuen Blickwinkeln betrachtet. So wird die Entdeckung Champollions vorbereitet, allerdings bedarf es zu ihrem Erfolg des Fundes des dreisprachigen Steins von Rosette (1799); erst mit seiner Hilfe kann die Entzifferung gelingen (und wird noch geraume Zeit in Frage gestellt).

Der Band gibt einen reichen Einblick in die philologischen und sprachwissenschaftlichen Forschungen des 18. Jahrhunderts – an manchen Stellen möchte man, wie Theodor Storms kleiner Häwelmann „Mehr, mehr!“ rufen –, es ist zu hoffen, dass er weitere Forschungen anregen kann. Es wäre schön, wenn auch hier im Schatten gebliebene Aspekte (wie etwa das Erwachen einer modernisierten deutschen Philologie, und in ihrem Schatten das der „kleinen“ Sprachen unter der Dominanz des Deutschen; auch die Anfänge einer erneuerten russischen Philologie in der Zeit, die sich nicht auf Lomonossow [1711-1765] beschränken), vor allem aber die Arbeiten zu wenig gesprochenen Sprachen wie dem Baskischen stärker in das Zentrum des Interesses gerückt würden; die Beschäftigung mit ihnen kann mitunter überraschende Ergebnisse zeitigen. Ein weiterer interessanter Aspekt besteht in dem Aufkommen und Wie-

dersverschwinden von Gedanken, die sich oft erst in einem zweiten Anlauf Gehör verschaffen können (159). Wie bei der aufkommenden Sanskrit-Mode Ende des 18. Jahrhunderts muss die Zeit offensichtlich „reif“ sein für gewisse Konzepte; sonst werden sie nicht aufgenommen. Es wäre auch interessant, die Verbindungen zwischen Gelehrten aus verschiedenen Ländern zu dokumentieren, denn es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, in wie engem Kontakt sie standen, zu einer Zeit, als die Möglichkeiten dazu viel prekärer waren als heute. In diesem Zusammenhang mag die Frage erlaubt sein, ob das von den Herausgebern gewählte Ordnungsprinzip, nämlich die Beiträge in alphabetischer Reihenfolge der Namen der Verfasser abzudrucken, optimal ist. Manche von ihnen beleuchten (und befragen) sich gegenseitig, vielleicht hätte man sie unmittelbar auf einander folgen lassen können. Auch eine stärkere Berücksichtigung der Chronologie bei der Platzierung der Texte wäre vielleicht sinnvoll gewesen. Aber das sind winzige Randbemerkungen, welche den Wert eines insgesamt sehr gelungenen Bandes nicht schmälern wollen. Er kann aufmerksamen Lesern noch viele Erkenntnisse vermitteln.

Oberwaltersdorf, 21. März 2022